



BARBARA EDELMANN

Mordsrausch

ALLGÄU KRIMI

emons: eBook



BARBARA EDELMANN

Mordsrausch

ALLGÄU KRIMI

emons: eBook

Barbara Edelmann wurde im Allgäu geboren, lebt dort glücklich und zufrieden und gedenkt, dereinst dort zu sterben.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2015Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/kaz68
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Lektorat: Christine Derrer
eBook-Erstellung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-86358-866-3
Allgäu Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Dieses Buch widme ich meiner ehemaligen Nachbarin Inge, die mich über zwei Jahrzehnte lang mit Kuchen, Kässpätzen und guten Ratschlägen versorgt hat. Ich vermisse unsere Unterhaltungen auf Deiner sonnigen Terrasse.

PROLOG

»Das kriegst du zurück, das schwöre ich!« Die schlanke Frau hielt sich die Wange und funkelte ihr Gegenüber böse an. Unter ihren perfekt manikürten Fingern blühte ein Bluterguss wie eine seltene rote Blume auf.

»Gar nix werd ich«, knurrte der Mann und hielt sich die Hand. Der Schlag hatte auch ihm wehgetan. »Hau jetzt ab. Pack deine Sachen und verschwind. Bist mir lang genug auf der Tasche gelegen. Du wirst immer dreister. Und auslachen lass ich mich net. Net von dir. Hast nix, bist nix, kannst nix. Ich geh jetzt was trinken. Und wenn ich wiederkomm, bist weg. Sonst gibt's da noch mehr, wo das herkommt.« Er hob nochmals drohend seine Faust.

»Oder du«, sagte die Frau. »Vielleicht bist ja auch du weg. Schwein.« Damit drehte sie sich um und verschwand. Man hörte sie im anderen Zimmer in Schubladen wühlen.

»Jetzt wird abgerechnet. Hab so die Nase voll von euch allen. Bescheißen einen um Geld, gehen fremd und saugen einen aus«, sagte der Mann, nahm seinen Autoschlüssel und verließ wütend das Haus.

Draußen verschwand gerade die müde Herbstsonne in einem atemberaubenden Spektakel hinter einer rosa gefärbten Wolkenschicht. Niemand interessierte sich dafür.

31. OKTOBER – FREITAG

»Gehen wir rein? Der Papa hat gsagt, der Bröckle hat schon wieder eine neue Bohrmaschine. Und eine Kettensäge. Der hat alles!« Mit glänzenden Augen stand das kleine Gespenst vor dem halb geöffneten Garagentor. Der offene Spalt winkte verlockend. Niemand schien sich im Inneren der Garage aufzuhalten.

»Na. Wir müssen weiter«, antwortete ein Pirat mit einer Augenklappe, die aus einer schwarz gefärbten Mullbinde und einem Büro gummi mehr schlecht als recht gefertigt worden war. »Ich darf nicht auf ein fremdes Grundstück. Und schon gar nicht in eine fremde Garage. Die Mama nimmt mir dann wieder das Fahrrad weg.«

Das dritte Kind, eine kleine Prinzessin mit einer blonden Faschingsperücke, auf deren angedeutetem Scheitel noch Konfetti von der Fastnacht, die immerhin schon neun Monate her war, wie bunte Sprenkel leuchtete, betrachtete das halb offene Tor. »Das ist die Garage vom Bröckle. Süßigkeiten sind da net drin. Höchstens Bier«, sagte sie nach einer Weile. »Von dem kriegen wir nix. Die Oma sagt, der wohnt zwar bei uns, aber der traut uns net. Der meint, der ist was Besseres wie wir.«

»Was jetzt?« Der Pirat war ungeduldig. »Mir ham erst eine Tüte Chips und zwei Tafeln Schokolade. Dafür lauf ich net mitten in der Nacht um die Häuser. Gehen wir weiter. Beim Bröckle brauchst gar nicht läuten, der macht eh net auf. Der Papa hat gesagt, der ist heut Abend schon an ihm vorbeigefahren aus dem Dorf raus. Gehen wir zum Jürgen. Der lasst uns bestimmt mal vom Bier probieren.«

»Brrrr.« Die kleine Prinzessin schüttelte sich. »Bier. Ich will Gummibärchen. Außerdem sind die doch jetzt schon alle besoffen beim Hoffmann. Die Mama sagt, der Jürgen säuft öfter mal. Lass uns den Weiherweg langlaufen, da brennt überall noch Licht. Nur beim Flöter ist es auch dunkel. Da kriegen wir auch nix.«

Halloween, das Fest der Kürbisse und Gespenster, hatte in einem Ort wie Maria Steinbach nichts verloren, wo doch die herrliche barocke Wallfahrtskirche Maria Schnee über allem wachte und niemals zulassen würde, dass in dem Dorf etwas geschähe, das nicht mit den Weltanschauungen des Klerus zu vereinbaren war. Zwar wurde hinter geschlossenen Türen genauso geraucht, geflucht und getrunken wie überall in Deutschland, aber man behielt es für sich. Nach dem Beichten war eh alles wieder gut. Trotzdem hatten in den letzten Jahren etliche Kinder des Ortes, kontaminiert durch unzählige amerikanische Fernsehserien und Spielfilme, ihre Eltern mit Bitten und Betteln bombardiert, um sich an diesem Tag endlich auch verkleiden zu dürfen wie im Fasching. Sie wollten durchs Dorf laufen und an Türen klingeln, denn die Amis machten das ja schließlich genauso. Die geschnitzten Kürbisse sahen wunderschön aus, und man konnte ein paar Süßigkeiten abstauben. Welches Kind wollte nicht einfach mal außerhalb des Faschings ein sogenanntes »Maskerle« sein, das sich viel mehr herausnehmen darf?

In den Vereinigten Staaten gilt der Brauch, dass abgewiesene Kinder, die an einer Haustür keine Süßigkeiten erhalten, dem Besitzer des Anwesens einen Streich spielen dürfen. Im Film sind das oft faule Eier, die an die Hauswand geworfen werden, manchmal kommt dabei auch eine zerdepperte Fensterscheibe heraus. Von so etwas waren die Maria Steinbacher Kinder weit entfernt. Von klein auf hatten sie nämlich, wie es im Allgäu normal ist, den Wert von Eigentum, besonders von fremdem, zu schätzen gelernt und würden sich hüten, etwas zu zerstören, das ihre Eltern dann womöglich ersetzen müssten. So zogen sie also maskiert als entzückende kleine Geister oder Cowboys durch die stillen, leeren Straßen und fragten artig überraschte Rentner oder müde Landwirte nach etwas, das sie in ihren ökologisch gerechten Stoffbeutel stecken konnten, um es dann hinterher aufzuteilen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte das Gespenst.

Die kleine Schar wendete sich von der Garage ab und marschierte zurück auf den Weiherweg, wo in ordentlichen Vorgärten die Bewegungsmelder an- und ausgingen wie eine große Lichtorgel, die auf Schritte reagierte.

»Fangen wir rechts an«, rief der kleine Pirat und deutete auf das Haus von Ilse Scharnagel. »Die kocht ganz gut, hat die Mama gesagt. Die hat bestimmt was für uns.«

Tapfer marschierten sie auf die gläserne Eingangstür zu und läuteten. Sie wollten Süßigkeiten. Was auf der Straße unterwegs war in Richtung Legau, interessierte sie nicht.

»Wo gehst hin?«, brummte Benno Ammer. Es war immerhin schon beinahe einundzwanzig Uhr.

Sein Sohn Joachim, kurz Jochen genannt, vierundzwanzig Jahre alt und seit vielen Jahren in seiner rebellischen Phase, ganz in schwarzes Leder gekleidet, ein hübscher Bursche mit blondem Haar und blitzenden blauen Augen unter der schulterlangen Mähne, schüttelte den Kopf. »Weg«, antwortete er nur kurz und bündig, nahm seinen Autoschlüssel und verschwand nach draußen.

Benno nickte anerkennend. »Junge Burschen müssen raus und sich austoben«, murmelte er und starrte weiter auf den Fernseher, wo gerade Jamie Lee Curtis auf einen Leuchtturm zuschritt. Gleich würden tote Piraten mit glimmenden Augen sie bis ganz nach oben verfolgen. Benno kannte den Film. Er war nicht so gut, fand er. »So ein Schmarrn«, murrte Benno, war aber zu faul zum Umschalten. »Und wo willst *du* hin?«, rief er dann seiner Tochter Lena zu, einer hübschen, schlanken Blondine Anfang zwanzig, die in einem abenteuerlichen Kostüm, mit Glitzer im Gesicht und viel zu dunklem Augen-Make-up an ihm vorbei in Richtung Diele huschte. Dabei behinderten sie ihre hohen Absätze, die einen Höllenlärm machten. Normalerweise merkte Benno nicht einmal, wenn jemand an ihm vorbeilief.

Lena seufzte und baute sich vor ihrem Vater auf. »Weg.« Wenn das bei ihrem Bruder funktionierte, könnte es doch auch bei ihr klappen.

»Und wohin?«, fragte Benno. Viel zu hübsch, das Mädels. Und viel zu umtriebig. Schwerer zu hüten als ein Sack Flöhe. Schade, dass die Gören nicht immer klein blieben, dachte Benno.

»Den Jochen hast auch net so ausgefragt«, antwortete Lena bockig. »Der kommt und geht, wann er will. Bloß bei mir machst immer so ein Theater. Weg halt. Ich geh auf eine Party. Bin eingeladen bei«, sie überlegte kurz, »der Susi. Mir kommen alle als Hexen und Leichen und so. Ich bin eine Hex. Sieht man des net?« Kokett drehte sie sich einmal um die eigene Achse und präsentierte ihr kurzes, zipfeliges Kleidchen. Dazu lächelte sie unter dem spitzen Hut.

»Bis elfe bist daheim«, sagte Benno und sah sie streng an.

»Papa, ich bin einundzwanzig. Wählen darf ich. Einen Kredit aufnehmen darf ich. Arbeiten darf ich. Und ausgehen darf ich auch, solange ich will. Ist wieder was mit dem Gemeinderat? Du bist so brummig, seit ein paar Tagen schon«, antwortete Lena und rümpfte die Nase.

Leider war Benno Ammer, der arbeitende Vollerwerbslandwirt, ein alltäglich abends den Sessel breit sitzender, auf alles und jeden schimpfender Anachronismus. Seine beste Zeit waren die Sechziger gewesen, wo Frauen zu Hause blieben, kochten, strickten und putzten. Dann kriegten sie Kinder und waren aufgeräumt. Benno vermisste Hans-Joachim Kulenkampff, Peter Frankenfeld und Erik Ode, Frauen in weiten Röcken, Peter Alexander und »Bonanza«, wettete gegen »den ganzen neumodischen Kram«, die Regierung, die Jugend von heute inklusive aller dekadenten Auswüchse wie Wahlrecht ab achtzehn, Sexualkundeunterricht und Political Correctness. Er konnte sich mit dem 21. Jahrhundert einfach nicht arrangieren. Es war sinnlos, dagegen anzugehen.

»Sag, sieht doch gut aus, oder?«, versuchte Lena es noch einmal und hob kurz ihren Rock, um sich besser drehen zu können. »Ich bin eine tolle Hex, gell, Papa?«

»Hättest dich nicht extra verkleiden müssen für a Hex«, grantelte Benno und starrte wieder auf den Fernseher.

»Pah. Ich weiß, dass ich gut ausseh, brumm net so.«

Lena war mittlerweile trotz der gegenteiligen Meinung ihres Vaters erwachsen, arbeitete nach ihrem Abitur und einer abgeschlossenen Berufsausbildung in einem angesehenen Hotel in Memmingen und sparte eisern, bis sie genügend Geld für ihr BWL-Studium in Augsburg

beisammenhatte, denn Benno hielt nichts von Frauen, die studierten, und darum unterstützte er sie nicht. Seiner Meinung nach sollten Frauen heiraten, Kinder kriegen und demütig bleiben. Auch wegen des Ausgehens am Abend gab es immer wieder Probleme, aber Lena war schlau und wusste: Ihr drohte Ungemach, wenn sie sich mit ihrem alten Herrn anlegte. Einmal, nach Überschreitung der von Benno angesagten Sperrstunde, hatte er sie in ihrem Zimmer eingeschlossen und den Schlüssel auf den Misthaufen vor dem Haus geworfen. Es brauchte mehrere Stunden Zeit und sehr viel Überredungskunst, damit ihre Mutter sich erbarmte und den Schlüssel wieder ausgrub.

Benno hielt Mädchen für wilde Blumen, die einen festen Rahmen brauchten, sonst wucherten sie in alle Richtungen. Oder in alle Betten – das konnte man sehen, wie man wollte. Er hing abgöttisch an seiner hübschen, gescheiten Lena und wollte sie vor allem Unbill behüten. Allerdings schloss dieses »Behüten« persönliche Freiheiten und Geschlechtsverkehr aus, denn Benno war in der Beziehung sehr altmodisch und würde es auch bleiben. Alle im Dorf wussten, dass er sein Töchterlein eifersüchtig bewachte und jeden in einen stammelnden Haufen Brei verwandeln würde, der es wagte, sich ihr zu nähern.

Die Ammers bewirtschafteten zusammen mit ihrem Sohn Jochen den Ammerhof, ein ansehnliches Anwesen am Ortsrand von Maria Steinbach. Worte wurden nicht viel gemacht, es gab immer viel zu viel zu tun. Da hatte man keine Zeit für pädagogische Zeitschriften. Eine Ohrfeige tat es meistens auch, zumindest war das die Einstellung von Benno. Außerdem war er heute nicht in bester Stimmung. Der morgige Tag drückte ihm aufs Gemüt: Allerheiligen.

»Ich schlaf bei der Susi«, schmeichelte Lena ihm. »Und ich geh zu Fuß, es könnt später werden. Die lachen mich doch alle aus, wenn ich um elfe heim muss, Papa. Um die Zeit geht's doch erst richtig los.«

Benno sah sie scharf an. Eigentlich war sie ein gutes Mädchel. Vielleicht war er zu streng. Sie sparte jeden Cent, arbeitete fleißig und murrte nie, wenn sie am Wochenende mit aufs Feld musste, weil sie wusste: Die Arbeit machte sich nicht von allein. Neulich hatte eine Kuh gekalbt. Lena war gerade von

ihrer Schicht im Hotel gekommen, in ihrem besten Kostüm. Wortlos hatte sie sich im Stall hingekniet und mitgeholfen, ohne zu fragen. Ein gutes Mädel! Wenn sie es doch nur bleiben würde. Benno seufzte tief. Irgendwie war früher alles besser gewesen: die Frauen, das Fernsehprogramm sowieso, ach, eigentlich überhaupt alles. Sogar der Schnee war seiner Meinung nach weißer gewesen, aber das konnte er nicht beweisen.

»Ich geh dann, Papa. Und danke!« Lena beugte sich vor und gab ihm einen Kuss. Dann warf sie sich ihren grauen Mantel über und stöckelte die geflieste Diele entlang nach draußen.

»Du meinst auch, du bist gescheiter als ich«, grunzte Benno in seinen Bart. »Krieg dich schon noch heut. Pass gut auf.« Dann verfolgte er wieder mit halbem Ohr den Horrorfilm aus den achtziger Jahren.

Es war stockdunkel im Ort. Nur vereinzelt leuchteten ein paar trübe Straßenlaternen in die Nacht. Lena hatte nicht weit zu laufen. An der Wirtschaft, dem »Löwen«, bog sie rechts ab und tappte weiter in die Dunkelheit. Hier auf dem Land brauchte man sich nicht zu fürchten. Nach Maria Steinbach kamen selten Fremde, jeder kannte jeden.

Weiter vorn sah sie eine kleine Schar verkleideter Kinder, die mit ihrer Taschenlampe in die Hecken leuchteten. Jedes von ihnen trug einen Beutel.

»He!« Unversehens war sie angerempelt worden. Jemand hatte sie überholt. Die Gestalt, von Kopf bis Fuß in eine Mönchskutte gehüllt, antwortete nicht und schritt zügig voran.

Der will auch zum Jürgen. Den kauf ich mir, dachte Lena, als sie sah, dass die unbekannte Gestalt in Richtung Hofeinfahrt eines alten Bauernhofes einbog, wo laute Musik und vor der Tür etliche geschnitzte Kürbisse von einer Party kündeten. Doch nach einem lauten »Halloooo!«, dem ersten Pfefferminzlikör und zwei »Feiglingen« hatte sie die unbekannte Gestalt bereits wieder vergessen.

»Auch nix los in deiner Drecksbude, oder?«

Josef Schwinninger, der Wirt des »Alpenblick«, der gerade mit einem äußerst löchrigen Lappen die fleckige, abgeschabte Theke wischte, sah in das feixende Gesicht vor ihm am Tresen.

»Was ist jetzt mit deiner tollen Halloweenparty? Fünf Leut in sechs Reihen. Das ist ja ein richtiges Event. Bei euch ändert sich nie was. Land bleibt Land, und Kuhkaff bleibt Kuhkaff.« Der kleine schwarzhaarige Mann am Tresen sah Josef Schwinninger verächtlich an und nahm noch einen tiefen Schluck aus seinem Whiskeyglas. Dann rülpste er und wischte sich mit der Hand über den Mund. Für dörfliche Verhältnisse war er beinahe zu gut angezogen, aber es merkte bei der schummrigen Beleuchtung ohnehin keiner, dass seine Schuhe aus Kalbsleder und sein Hemd aus Seide waren.

Man sah nicht genau hin, und es brauchte schon einiges mehr, um aufzufallen. In der Dorfdisco war so ziemlich alles erlaubt: Föhnwelle, Pailletten, Strass, Achtziger-Jahre-Outfit oder bodenlanger Maxirock. Man ist tolerant auf dem Land. Wichtig ist, was drinsteckt, nicht, wie man daherkommt. Selbstverständlich gilt diese Faustregel nicht für streng katholische Anlässe wie Kirchengang, Hochzeiten oder eine zünftige Kommunion. In diesen Fällen herrscht das klassische Understatement: Anzug und Krawatte und Kostüm oder Kleid. Aber heute, an diesem Abend, im Dämmerlicht der Tresenbeleuchtung, war der kleine Mann nur ein Gast. So ziemlich der einzige, um es genau zu sagen.

»Event. So was Neumodisches machen mer net, mir feiern einfach«, brummte Josef Schwinninger unwillig und schob seinen Bauch, der gerade noch von einem straff gespannten T-Shirt mit dem Aufdruck »Party« und einem Paar Hosenträgern mit kleinen Skeletten darauf in Schach gehalten wurde, in Richtung Hinterzimmer. Dort füllte er zwei Flaschen Billigfusel in Whiskeyflaschen um, die er dann teuer an die Kunden zu verkaufen gedachte, die hoffentlich im Laufe des Abends noch eintreffen würden. Die selbst ernannten Biker kamen immer in Pulks von mindestens zehn Mann, trugen grundsätzlich abgeschabtes Leder, finstere Mienen und machten einen Höllenlärm, aber meist auch eine anständige Zeche. Das Einzige, das sie verlangten, war Hardrock und etwas Starkes zu trinken, was ihnen Josef Schwinninger gern anbot. Er verdiente sein Geld ja nicht im Schlaf wie sein

Gast, sondern als anständiger Kneipenwirt des »Alpenblick«, der einzigen Diskothek im Umkreis von fünfzehn Kilometern, was ihm und der Brauerei an Wochenenden normalerweise beachtliche Umsätze bescherte.

Für den heutigen Abend hatte er einfach ein Schild an die Gabelung zur Hauptstraße in Richtung Legau gestellt, auf dem groß »Halloweenparty!« stand und darunter, etwas kleiner: »Eintritt drei Euro«.

»Und dann verlangst auch noch Eintritt für des Trauerspiel«, murrte der schlecht gelaunte Gast an der Theke und sah sich in dem schummrigen Lokal suchend um.

Auf der Tanzfläche stand einsam und verlassen Sebastian Lauterbach, hoffnungsvoller Nachwuchslandwirt und Hoferbe aus Witzenhofen. Leider hatte er von seinem Vater auch die beginnende Glatze geerbt und befand sich nun, mit Ende zwanzig, auf dem absteigenden Ast, denn genau genommen wohnte er immer noch zu Hause, hatte keine Freundin und hatte seine ganzen kläglichen Hoffnungen auf diesen heißen Partyabend im »Alpenblick« gesetzt. Normalerweise, wenn Josef Schwinniger eine Schaumparty machte, war der Laden brechend voll. Sebastian konnte dann immerhin einen scheuen Blick auf einen nassen Busen erhaschen und später zu Hause von besseren Zeiten träumen, wo ihn seine Eltern nicht herumschikanierten und ihm ständig das Leben zur Hölle machten, weil er noch keine Freundin hatte.

Zwei Tische am Rande der abgekratzten Tanzfläche, über der sich eine angeschlagene Discokugel in unregelmäßigen Ellipsen drehte, waren besetzt mit ein paar in die Jahre gekommenen Ex-Bikern, die jetzt brav ihre Einfamilienhäuser abbezahlten und heute ausnahmsweise in ihre alte Lederkluft geschlüpft waren, um im »Alpenblick« die Sau rauszulassen. Ihre Frauen feierten eine Dessous-Party in Kimratshofen und hatten ihren Männern bei Todesstrafe verboten, vor Mitternacht wieder nach Hause zu kommen.

An einem einzelnen Tisch weiter hinten, gerade noch vom trüben Schein einer in Würde gealterten Deckenlampe beleuchtet, saß ein großer, hagerer Mann Ende fünfzig. Sein graues langes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug eine schwarze Lederhose und Schnürstiefel,

dazu einen schwarzen Rollkragenpullover und starrte trübsinnig in ein halb leeres Bierglas, was gut zu seinem existenzialistischen Outfit passte. Gelegentlich sah er sich um und musterte die wenigen Anwesenden. Außer Sebastian Lauterbach gab es nichts, was seine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Niemand öffnete schwungvoll die große schwere Eingangstür und trat herein. Niemand ging.

»Sind alle beim Hoffmann, oder? Der macht dir ganz schön Konkurrenz. Hab gehört, der feiert heut auch. Drum bleibt bei dir der Laden leer«, brummte der mürrische Gast Josef Schwinninger an, der, wieder aus dem Hinterzimmer zurück, seine frisch aufgefüllten »Johnnie Walker«-Flaschen ins Regal stellte. Die Fuselflaschen der Marke »Pennerglück« hatte er ökologisch unkorrekt im Restmüll unter den alten Putzklappen vergraben.

»Kann scho sein«, antwortete Josef Schwinninger kühl und beobachtete betrübt den wackeligen Sebastian Lauterbach, der einsam auf der Tanzfläche eine schlingernde Runde nach der anderen drehte und dabei aussah wie eine betrunkene Heuschrecke, weil er ständig mit den Armen fuchtelte. Es lief wieder mal ein Stück von Metallica, zu dem man nur tanzen konnte, wenn man sich viel Mühe gab oder sich einbildete, es wäre ein Foxtrott.

»Wieso bist du überhaupt da?«, fragte Josef Schwinninger, stützte beide Arme auf die Theke und blickte seinem mies gelaunten Gast direkt ins Gesicht. »Ärger mit deiner Alten? Geh doch zum Hoffmann, sicher liegt sie da irgendwo rum. Wahrscheinlich in seinem Bett. Und geh hier anständigen Geschäftsleut nicht auf die Nerven, du Kotzbrocken. Mir reicht's. Ich verdien mein Geld mit Schaffen und du mit Gequatsche. Bist auch bloß einer von den Parasiten. Such dir a anständige Arbeit, dann kannst wiederkommen und mit mir über den Laden reden. Wenigstens werden hier keine Leut beschissen. Ist ja dein täglich Brot. Und brauchst dich gar net so aufspielen, du pfeifst doch aus dem letzten Loch, des wissen hier alle.« Mit diesen Worten sah er sein Gegenüber verächtlich an.

Josef Schwinninger und sein Gast waren sich nicht sonderlich grün. Das war nicht zu übersehen. Genau genommen mochte seinen nörgelnden Gast niemand, weder hier noch im Nachbardorf, aber das war eine andere Geschichte.

»Brauch dein Dreckloch net. In einem Jahr bist du pleite, dann kauf ich die alte Hütte und mach was Gescheites draus. Ich hab einen großen Fisch an der Angel und bin nächste Woche saniert, du net, wenn ich mich so umschaue«, antwortete der Gast lautstark, erhob sich schwankend (immerhin hatte er schon sechs von Schwinningers Spezialwhiskey konsumiert) und stolperte auf den Ausgang zu. Leider bekam er nicht ganz die Kurve und prallte auf der ehemals silbernen Tanzfläche gegen den angeschickerten Sebastian Lauterbach, der gerade versuchte, so zu tun, als hätte er schulterlange Haare, wäre berühmt, würde sich von Koks ernähren und nur mit Supermodels ausgehen. Dieser fiel um und lag zappelnd auf dem Boden, schrak aus seinem besoffenen Tagtraum unsanft hoch und wusste, er würde morgen in der Frühe wieder in den Stall müssen. Das Erwachen war grausam.

»He!«, schrie Josef Schwinniger dem betrunkenen Gast nach. »Was ist mit Zahlen? Hier gibt's nix umsonst, du Schnorrer!«

Der Angesprochene drehte sich schwankend um, zeigte den Mittelfinger und brachte ein schiefes Grinsen zustande. »Schreibst es halt auf, du Geier. Wenn d' schreiben kannst. Ein andermal.«

»Zechpreller, ich ruf die Polizei!«, knurrte Josef Schwinniger und machte Anstalten, hinter der Theke hervorzukommen, entschied sich aber dann anders und blieb mit düsterem Gesichtsausdruck stehen. Ihm war jede Anstrengung zu viel. Und der Penner war es nicht wert. »So ein Sausack. Jetzt hat der mich beschissen. Dabei weiß jeder, dass man bei dem Vorkasse machen muss«, knurrte er und wischte aus alter Gewohnheit mit dem schmierigen alten Lappen über den Zapfhahn. Es schien ihn zu beruhigen.

»Du Depp, du!«, schrie Sebastian Lauterbach, grundlos und gemein aus seinen Rockstarträumen geweckt, der torkelnden Gestalt nach.

Aber der hörte ihn nicht mehr und wankte mit verbissenem Gesicht die kleine Anhöhe nach Maria Steinbach hoch.

Wenige Minuten später bezahlte der hagere Mann mit dem grauen Pferdeschwanz und machte sich in die gleiche Richtung auf. Niemand verabschiedete ihn.

»So ein Mist!« Missmutig betrachtete Dieter Flöter seinen rechten Zeigefingernagel, der bis ins Fleisch eingerissen war, und steckte sich den lädierten Finger in den Mund. Es war dunkel, draußen wehte ein eisiger Wind, und er hatte gerade versucht, eine klemmende Schublade zu öffnen, was schiefgegangen war.

»Herrgott, Sakrament!« Dieter, der von Kopf bis Fuß in schwarzen Klamotten steckte und trotzdem nicht wie ein Einzelkämpfer aussah, sondern eher wie ein Halloweengespenst, lief rasch ins Bad und suchte nach einem Pflaster.

Das ging ja gut los. Vielleicht sollte er das ganze Unternehmen abbrechen. Vorsichtig sein. Wieder einmal. Er musterte sein Spiegelbild missmutig. »Schwarz steht mir net. Kein bisschen«, stellte er ungnädig fest. Dabei hatte er sich zur Feier des Tages extra mit Helenes Restbeständen aus Make-up verschönt und sich schwarze Augenringe gemalt, auf die Nase einen Strich gemacht, und sogar über der Stirn prangte ein dicker schwarzer Balken. Es sah aus, als hätte ihn jemand zensiert.

»Helene, das mach ich jetzt!« Dieter sprach öfter mit Helene. Es hörte ja keiner. Seine verstorbene Frau war eine Seele von einem Menschen gewesen, und es war in den letzten Jahren kein Tag vergangen, an dem er sie nicht vermisste. Heute war er auf den Dachboden gestiegen, mit schmerzenden Knien und schmerzendem Herzen, und hatte dort inmitten von altem, verstaubtem Gerümpel gewühlt, bis ihm der schmutzige Karton mit der Aufschrift »Helene« in die Finger gefallen war. Er hatte ihn andächtig geöffnet, und es hatte eine Weile gedauert, bis er gefunden hatte, was er suchte. Helene besaß jetzt offiziell kein Gramm Lidschatten, Kajal und auch keine Wimperntusche mehr (was sie nicht störte, da sie tot war), dafür sah Dieter aus, als würde er in der nächsten halben Stunde ein Bewerbungsgespräch bei al-Qaida führen.

Draußen war alles ruhig. Wieder beim Saufen, der Sausack, dachte Dieter wütend und klebte sich ein filigranes Pflaster auf den eingeklemmten Daumen. Er brauchte für sein Vorhaben die volle Beweglichkeit aller

Körperteile. Kurz lauschte er nach draußen. Gott sei Dank. Die Kinder schienen wieder weg zu sein. Er hatte sie durch sein Badfenster gehört. Der Ort war hellhörig, und besonders nachts trug die Luft alle Geräusche weit. Dieter konnte ein leidvolles Lied davon singen. Heute Abend war er wieder unfreiwillig Zeuge einer Streiterei bei den Bröckles geworden, seinen Nachbarn. Lieber Himmel, hatten die sich vielleicht angeschrien. Diese Frau hatte aber auch eine Stimme. Dann hörte man nichts mehr, was Dieter viel beunruhigender fand als alles andere. Niemand sollte solche Nachbarn haben. Er seufzte.

Dann musterte er sich ein letztes Mal im Spiegel. Jetzt oder nie. Er wollte nicht mehr die Maus sein, sondern die Katze. Er wollte auch mal gewinnen, nicht immer nur verlieren. Er wollte endlich einmal ein Zeichen setzen, auch wenn niemand wusste, dass das Zeichen von ihm war.

In der Diele warf er einen kurzen Blick auf das Porträt einer Frau mit gütigen Gesichtszügen und vollem schwarzem Haar, an dem ein Trauerflor befestigt war. »Ich zeig's ihm heut. Ich lass mir nix mehr gefallen. Pass auf mich auf.« Er bekreuzigte sich und schlich sich in den Keller, um durch die Hintertür das Haus zu verlassen. Von Weitem hörte er noch ein paar Kinderstimmen. Die dunkle Nacht empfing ihn. »Wird höchste Zeit, dass dem mal einer zeigt, dass er nicht alles machen kann«, flüsterte Dieter und schwang sich über seinen Gartenzaun. Dann blieb er abwartend stehen und lauschte in die Dunkelheit.

Der Mond verzog sich schamhaft hinter einer Wolke.

»Süßes oder Saures!« Ilse Scharnagel, geborene Huber, begriff die Welt nicht mehr. Vor ihrer Haustür standen ein Gespenst, ein Pirat und eine Prinzessin, die zusammen vielleicht einen Meter siebenzig groß waren, und hielten ihr anklagend einen beigen Stoffbeutel entgegen, auf dem die Aufforderung »Jute statt Plastik« prangte.

»Was wollts ihr?« In der Welt von Ilse, die übrigens hundertprozentig in Ordnung und vor allem stets aufgeräumt war, gab es keine winzigen Piraten, Prinzessinnen oder Geister, die nachts, wenn anständige Kinder in ihren

Betten zu liegen hatten, durch die Straßen zogen und um Leckereien bettelten.

»Haben Sie was Süßes?«, wisperte die kleine Prinzessin und trat tapfer vor. Jeder hier im Dorf kannte Frau Scharnagel. Sie war respektable vierundsiebzig Jahre alt und lebte seit Ewigkeiten im Weiherweg. Aber der kleinen Prinzessin wären auch vierundzwanzig Lebensjahre wie eine Ewigkeit vorgekommen, denn sie ging in die erste Klasse.

»Ihr wollt was Süßes? Habt ihr selber nix daheim?«, fragte Ilse ratlos zurück. Irgendwie gingen ihr diese neumodischen Sitten auf die Nerven. Drinnen lief der Fernseher, Schatzi lag mit ihr auf der Couch, und sie hatte einen ruhigen Abend geplant, wenn Anna sie ließe. Das war nicht sicher. Ilse seufzte und zog sich ihren dunkelblauen Pullover mit dem Glitzeraufdruck über die Hüften.

»Ja, heute ist Halloween«, antwortete das kleine Gespenst und trat wie die Prinzessin einen Schritt vor.

»Dich kenn ich doch, du bist doch der Florian vom Huberhof, oder?«, fasste ihn Ilse scharf ins Auge. »Habt ihr kein Geld für Süßigkeiten, oder warum müsst ihr bei anständigen Witwen klingeln?«

Darauf hatte keines der Kinder eine Antwort. Dass jemand Halloween nicht kannte oder noch nie einen Film angesehen hatte, in dem alle Kinder durch die Stadt schwärmten und säckeweise Süßkram nach Hause brachten, konnten sie sich nicht vorstellen.

»Ihr geht net, ehe ihr was habt, oder?« Das war eigentlich keine Frage. Ilse drehte sich resigniert um und rief über die Schulter: »Komm gleich wieder, müsst halt warten!« Dann verschwand sie im Haus.

»Die macht gute Krapfen, sagt die Mama«, flüsterte die Prinzessin. »Oder vielleicht hat sie ja Mon Chéri? Die teilen wir dann anständig, oder?«

»So.« Unbemerkt war Ilse wieder aufgetaucht. »Da. Was anderes hab ich net.« Sie hielt den Kindern ein Glas mit eingemachten Birnen entgegen. »Was Süßes. Wolltet ihr ja. Ist gesund. Sonst hab ich bloß noch ... Moment noch!« Sie drehte sich noch mal um und verschwand wieder.

»Eingeweckte Birnen?«, sagte das kleine Gespenst. »Die kannst du nehmen. Ich mag des net. Was soll des überhaupt sein? Bio?«

»Jetzt aber!« Ilse war schon wieder in der Tür erschienen und hielt ihnen einige kleine folienverpackte Tütchen hin. »Mehr hab ich nicht. Anständig teilen.« Mit diesen Worten bedeutete sie der kleinen Prinzessin, die Tasche zu öffnen, und warf die kleinen Tüten hinein. Es raschelte. Ehe die Kinder nachsehen konnten, was darin verborgen war, flog die Tür zu, und sie standen im Dunkeln.

»War wohl nix, oder? Was ist denn das?« Alle drei beugten sich über den Jutebeutel. Die Prinzessin griff hinein und hielt ein kleines Tütchen in der Hand. »Volumen für jeden Tag«, las sie angestrengt vor. »Des ist was für die Haare. Glaub ich. Die spinnt doch!«

»Hier krieg mer nix Besseres mehr«, brummte das Gespenst. »Ich glaub das net, dass die keine Süßigkeiten daheim hat. Mir müssen der jetzt einen Streich spielen.«

»Kein Bock«, antwortete der kleine Pirat. »Die macht uns die Hölle heiß. Die Mama sagt, mit der ist net gut Kirschen essen. Gib die Tüten halt deiner Mutter, die sieht eh immer so fettig aus.« Er grinste schräg und bekam dafür vom Gespenst einen Lochsocken. Streitend verschwanden die Kinder aus der Auffahrt zu Ilses Haus und verloren sich in der Dunkelheit.

»Wo willst denn jetzt noch hin? Jetzt geht man ins Bett, nirgendwo anders mehr hin!« Ilse, die hinter der Haustür gewartet hatte, drehte sich um, weil sie ein Geräusch gehört hatte.

Ihre Tochter Anna schritt gerade in einem bodenlangen Kleid mit Schleppe die Treppe herunter. Auf ihrem Kopf saß ein schwarzer, spitzer Hut mit einer breiten Krempe. Die üppige Gestalt war von Kopf bis Fuß in violetten Faschingsstoff gehüllt, was weniger schmeichelhaft als vielmehr anstößig aussah, denn stellenweise spannte sich der Polyester bis zum Zerreißen.

»Mein Gott, wie siehst du denn aus?« Ilse schlug erschrocken die Hände über dem Kopf zusammen.

Anna Scharnagel, verheiratete Weibling, in Scheidung lebend und derzeit auf Gedeih und Verderb ihrer resoluten Mutter ausgeliefert, lächelte zaghaft. »Mama, ich hab dir doch gesagt, der Jürgen hat mich zu seiner Party

eingeladen. Ich geh da hin. Sind bloß zweihundert Meter, die kann ich laufen. Und vor zehne ist doch sowieso nix los. Nirgendwo.« Anna, fünfundvierzig Jahre alt, leicht übergewichtig und mit einer Portion unerschütterlichem Optimismus (ihre Mutter nannte es Blödheit) gesegnet, wiegte sich in den breiten Hüften. »Wie seh ich aus? Gefallt's dir?«

Ilse musterte sie eindringlich. »Na ja, für a Hex bist ja im richtigen Alter«, brummte sie dann. »Der Lippenstift sieht aus, als hättest an Schlaganfall. Musst du wissen, was du tust. Kommen da auch anständige Mannsbilder?«

»Ich hoff net«, kicherte Anna und machte einen Ausfallschritt.

Dafür wurde sie von Ilse mit einem strafenden Blick bedacht, denn deren größte Sorge galt derzeit ausnahmsweise nicht dem unordentlich gepflegten Nachbargrab auf dem Maria Steinbacher Friedhof oder den Heizölpreisen, sondern ihrer ungeratenen Tochter, die nach dem Misslingen ihrer Ehe wieder kleinlaut bei ihr eingezogen war. Seitdem saß Anna den ganzen Tag vor dem Fernseher, futterte Erdnusslocken, ging ihr auf die Nerven und gehörig in die Breite. Schatzi fand das auch.

Ilse seufzte. »Hau schon ab. Ich geh jetzt ins Bett. Wie es sich gehört. In fünf Jahr wirst fünfzig. Da kannst dann ohnehin nicht mehr bei Tageslicht raus. Ist vielleicht besser, du gewöhnst dich gleich dran.« Sie redete nie lange um den Brei herum. Damit war sie in den letzten Jahrzehnten gut gefahren.

»Brauchst gar net so tun«, antwortete Anna schnippisch, stemmte beide Hände in die Hüften und starrte sie an. »Bloß weil *du* müd bist, muss *ich* ja net daheimsitzen. Und ich bin immer, gleich wie alt, neunzwanzig Jahr jünger als du. Kannst mir gar nix vorschreiben.«

»Solang du deine Füß unter meinen Tisch stellst ...«, setzte Ilse an, verstummte aber, als ihre missratene Tochter nur kurz »Leck mich doch, du alter Schragen« brummte und aus der Tür schlüpfte.

Ilse blieb einige Sekunden wie vom Schlag getroffen stehen, drehte sich dann um und rief in Richtung Wohnzimmer: »Schatzi, komm, wir gehen schlafen, aber gleich jetzt, sonst setzt's was!« Keine Antwort. »Machts doch alle, was ihr wollts«, knurrte Ilse, stieg müde die Treppen hoch und ging ins Bett.

Ein nachsichtiger Mond leuchtete zwischen einigen Wolken versteckt über Maria Steinbach. Beinahe jedes Haus war dunkel. Man geht früh schlafen, damit man früh aufstehen kann, das ist ein Gesetz. Nur ein Haus im Weiherweg war hell erleuchtet, nämlich der alte, windschiefe Bauernhof, den Jürgen Hoffmann, der Gastgeber, seit seinem unrühmlichen gesellschaftlichen und finanziellen Absturz vor zehn Jahren nunmehr bewohnte. Die gesamte schmale Straße war in der Nähe von Jürgens Haus zugeparkt, und es war fast kein Durchkommen möglich. Vor der niedrigen Holztür leuchteten acht große Kürbisse mit geschnitzten Gesichtern gespenstisch in die Dunkelheit. Gleich daneben hing ein Plastikskelett, das mit Ketten über der Tür festgebunden war. Es sah aus wie das Wahrzeichen einer Sadomaso-Party, aber irgendwer hatte es witzig gefunden und aufgehängt. Niemanden störte es. Rockmusik klang durch die dunkle Diele, in der nur eine brennende Fackel in einen Eimer mit Sand gestellt worden war. Drinnen drängten sich mindestens fünfunddreißig maskierte Personen und schienen sich bestens zu amüsieren.

»Find ich blöd, dass uns der Jürgen zum Rauchen rausschickt. Hat ja selber mehr als genug gequalmt früher«, sagte ein dicker Vampir zu einem dünnen Henker. Beide standen fröstelnd im Hof und hielten Gläser mit einer grünlich schimmernden Flüssigkeit in der Hand. Es handelte sich hierbei um eine gewagte Mischung aus Pfefferminzlikör und Wodka mit besonders hoher Klopffzahl, die einen unweigerlich nach dem dritten Glas in einen komatösen Zustand versetzte.

Jürgen hatte zur Halloweenparty geladen, aber per SMS darauf gepocht, dass jeder etwas mitbringen müsse und drinnen strenges Rauchverbot herrsche, weil er nicht wollte, dass das alte Gemäuer, in dem er hauste, abbrannte. Das konnte nämlich bei einer anständigen Party schon mal passieren. Da jeder um Jürgens prekäre finanzielle Situation wusste, hatten auch alle geladenen Gäste massenhaft Kästen mit Starkbier, Wodkaflaschen und Weinkartons angeschleppt, und im Wohnzimmer auf dem alten Büfett stand eine Getränkephalanx, die sich sehen lassen konnte. Die Gäste

bedienten sich ausgiebig. Jürgen war sehr beliebt. Er war zwar in den letzten zehn Jahren etwas merkwürdig geworden, was aber jeder im Dorf verstand.

Nun ist ja Halloween nicht unbedingt ein Allgäuer Brauch, aber immerhin eine Gelegenheit, zu der man feiern kann, und die wird auf dem Lande ausgiebig genutzt, denn das Leben ist hart, die Arbeit schwer, der Tod lauert auf Landstraßen oder im Darm. Darum war auf dieser Fete auch die Hölle los.

Draußen vor der Tür, wohin die Raucher verbannt worden waren, wehte ein kalter Wind. »Na ja, der wird auch bald den Fünfziger haben, da müssen wir alle gescheiter werden, oder?«, sagte der frierende Henker und hob seine Gesichtsmaske aus Gummi, um einen tiefen Zug aus seiner Zigarette zu nehmen. Das brachte ihn zum Husten.

»He, Bröckle!«, schrie plötzlich der dicke Vampir und fuchtelte mit den Armen. »Bist net eingeladen, gell? Wo geht's denn hin?«

Der Angesprochene, der gerade schwankend den Weiherweg entlangschlingerte, den Blick starr auf den Boden gerichtet, stutzte kurz und drehte sich dann um. »Was willst, Arschloch?«, brüllte er zurück und hob drohend die Fäuste. »Sind wieder alle Bauern im größten Schweinstall von Steinbach versammelt? Mit euch will ich gar nix zu tun haben, ihr blöden Dörfler!« Er hatte größte Mühe, aufrecht stehen zu bleiben. Es sah beinahe aus, als könne der nächste Windstoß ihn umblasen.

»Komm ruhig, wennst dich traust!«, rief der dürre Henker mutig, sah sich aber gleichzeitig nach seinem Saufkumpan, dem Vampir, um, denn ganz allein traute er sich nicht, sich mit dem wütenden Besoffenen anzulegen.

»Ach, leckts mich doch, ihr Arschgeigen«, sagte der laut und schwankte in Richtung Ampo. Die beiden Maskierten würdigte er keines Blickes mehr.

»Des war ja mal was«, nuschelte der Henker hinter seiner Maske. »Guck amol, dem lauft schon der Tod hinterher. Sollen wir ihn aufhalten? Des ist doch der Tod, oder?«

Der Vampir warf einen durch mehrere Promille getrübten Blick auf den wankenden Betrunkenen, dem eine von Kopf bis Fuß verhüllte Gestalt folgte, und schüttelte den Kopf. »Ich seh nix«, murmelte er dann. »Du spinnst doch.«

»Du siehst auch am Tag nix«, sagte der Henker. »Blöd gesoffen halt. Gell?«

»Ach, leck mich«, antwortete der Vampir und zündete sich noch eine Zigarette an.

Eine Weile standen die beiden schweigend und lauschten dem Partylärm.

»Guck, da läuft der Saupreiß«, sagte der Henker und deutete auf eine magere Gestalt, die vorsichtig auf der anderen Straßenseite an ihnen vorbeilief und nur einen scheuen Blick riskierte.

»Lass den, mir kriminieren hier keinen«, antwortete der Vampir. »Der interessiert mich net. Den interessieren mir auch net.« Die Gestalt verschwand in der Dunkelheit. Es wurde wieder still bis auf den Lärm von drinnen. Die beiden Maskierten rauchten schweigend. Es war kalt. Wirklich kalt.

»Glaubst, mir hätten gewonnen gegen den Harry?«, fragte der Henker dumpf hinter seiner Gesichtsmaske.

»Klar hätten mir. Der hat doch keine Chance gegen uns zwei. Und dem hätt ich gern mal eine reingebrettert, dem blöden Kerl. Hoi, da geht schon einer wieder heim. Hab gar niemanden rauskommen sehen. Oder sind mir jetzt schon blöd gesoffen?«, fragte der Vampir und deutete mit seinem dicken Zeigefinger auf eine dunkel gekleidete Person, die sich in ein Auto setzte, das sich kurz darauf geschickt aus der Reihe der parkenden Fahrzeuge fädelt. Ein kurzes Aufblitzen der Scheinwerfer, dann war der Wagen in der Dunkelheit verschwunden.

»Wer war des? Jetzt fang mer doch erst richtig an?«, fragte der Vampir, hatte aber nach einem weiteren Schluck aus seinem Glas die Frage bereits wieder vergessen.

»Des war doch der Tod, oder? Weil: Der Preiß war's net«, antwortete der Henker und zeigte unverhohlen auf eine magere Gestalt, die nur noch in der Ferne zu erkennen war.

Diese literaturpreisverdächtige Unterhaltung wurde durch einen besonders kalten Windstoß direkt aus Russland unterbrochen. Der Vampir nahm noch einen letzten Schluck und drückte seine Zigarette aus.

»Rauchst, stirbst. Rauchst net, stirbst auch«, philosophierte der Henker und zog sich die schwarze Polyesterkutte über den nicht vorhandenen Bauch.

»Hast recht. Geh mer wieder rein. Mein Glas ist eh leer.« Der Vampir drehte sein Glas um und schüttelte die letzten Tropfen der grünen Flüssigkeit auf den geteerten Hof. »Jetzt will ich was Gescheites. Mir ham doch Bier, oder?«

»Hoffentlich«, antwortete der Henker. »Die Brüh kannst ja net saufen, die frisst sich durchs Gedärm. Geht nix über Bier. Herrgott, ist mir schwindelig.«

»Haha«, lachte der Vampir. »Hältst auch nix mehr aus, gell? Ich halt dich. Nimm meinen Arm.«

»Leck mich. Ist mir zu schwul. Ich find schon rein. Geh einfach voraus.«

Einträchtig schwankten die beiden Verkleideten durch die dämmrige Diele in ein überfülltes Wohnzimmer mit niedriger Decke, wo sich die anderen Gäste drängelten.

»Arschloch!«

»Ha?« Ilse schrak in ihrer geblühten Bettenburg schlaftrunken hoch und griff automatisch nach dem kleinen alten Funkwecker auf ihrem Nachttisch. Zweiundzwanzig Uhr siebenundvierzig. Schweinerei. Das laute Geräusch hatte sie aus dem Schlaf gerissen, der in den letzten zwanzig Jahren so etwas wie ein scheues Wild geworden war, an das man sich anschleichen, das man überrumpeln und dem man eins über den Schädel hauen musste, sonst lag man die ganze Nacht wach und ärgerte sich über sein Leben, die Verwandtschaft und die Regierung.

»Jetzt bin ich wach, ihr Deppen«, brummte sie und zog sich nochmals die Decke über den Kopf. Es ging nichts über eine ungestörte Nachtruhe. Manchmal half Ilse, die der Homöopathie misstraute wie der gesamten Bundesregierung (außer der CSU) und allen Arten von Bürotätigkeiten (das war keine Arbeit), dem flüchtigen Schlaf mit einigen Tabletten nach, die einen Elefanten umhauen würden. Aber an diesem Abend hatte sie beschlossen, dass ein guter Rosamunde-Pilcher-Film genauso beim

Müde werden helfen würde wie ein sorgenfreies Leben oder die Pharmazie, und auf ihre Betäubungstabletten verzichtet. Das hatte sie nun davon.

Kurz lauschte Ilse ins Haus. Kein Geräusch war zu hören. Anna war natürlich noch nicht zu Hause. Sie schauderte immer noch beim Gedanken an das grenzwertige Outfit, das laut Annas Aussage »Etcetera, die Königin der Hexen« darstellen sollte und viel zu tief blicken ließ. Und wer bauchte überhaupt diese neumodischen »Halogen«-Partys? Ilse hatte mit diesem amerikanischen Zeug nicht viel am Hut.

Sie war vierundsiebzig Jahre alt und hatte ihren Ehemann schon um drei Jahrzehnte überlebt, was bedeutete, dass sie sich daran gewöhnt hatte, allein zu schlafen. Das Wort »Arschloch«, durch das sie hochgeschreckt war, erinnerte sie aber sogar in ihrer REM-Phase irgendwie an ihre viel zu früh geendete Ehe, denn der Hermann hatte im Traum öfter mal seine Kollegen beschimpft und ihr dann mit dem Ellbogen in die Seite gehauen, wovon sie jedes Mal aufwachte und sich wünschte, auf ihre Mutter gehört zu haben, der diese Heirat nie recht gewesen war.

Ilse hörte gut und war leider im Alter eher lärmempfindlich geworden, obwohl sie verzweifelt auf die Schwerhörigkeit wartete, die ihr der Arzt schon seit Jahren prognostizierte. Es half nichts – sie hatte Ohren wie ein Luchs und würde auch heute Nacht wieder mitbekommen, wenn ihre angeschickerte Tochter, die sich irgendwie immer noch für fünfundzwanzig hielt, aber aussah wie Anfang sechzig, über die hölzerne Treppe in den ersten Stock schlich und dort schlingernd in ihr Kinderbett taumelte.

»Du blöder Hund!«

Wieder ein Schimpfwort. Ilse rang mit sich, ob sie sich anziehen und ihre Nachbarn heimsuchen sollte.

Der Harry Bröckle streitet schon wieder mit dem Dieter Flöter. Oder mit dem Jürgen Hoffmann. Kotzbrocken. Alle miteinander. Und ich muss es ausbaden, dachte sie und wälzte sich unwillig in ihrem Bett.

Sie wohnte seit Jahrzehnten in einem wenig befahrenen, ruhig gelegenen Wohngebiet in Maria Steinbach, einem schmucken kleinen Wallfahrtsort im Illerwinkel mit dreihundertfünfzig Einwohnern. Laut Auskunft des katholischen Pfarramtes waren davon dreihundertsiebenundvierzig

katholisch, und der Rest hielt sich bedeckt. Es war ein ganz normales Allgäuer Dorf, in dem adrette Einfamilienhäuser und seit Jahrzehnten oder sogar Jahrhunderten gehegte landwirtschaftliche Anwesen eine ansehnliche Symbiose eingegangen waren. Man kannte einander, und jeder wusste beinahe alles von jedem, nur Ilse wusste grundsätzlich mehr. Das hatte sie mit ihrer besten Freundin Erna Dobler aus Legau gemein, und vielleicht hielt diese Busenfreundschaft auch deshalb schon seit Jahrzehnten. Sie seufzte noch einmal, diesmal lauter.

Harry Bröckle, seines Zeichens Immobilienmakler mit einem Hang zu großen Autos und großen Partys, wohnte seit ungefähr zehn Jahren gegenüber von Ilse, genau wie Dieter Flöter, dem das Haus neben Harry gehörte. Als das Haus damals versteigert wurde, weil Jürgen Hoffmann, der Vorbesitzer und jetzige Mieter eines zerfallenen Bauernhofes, die Raten nicht mehr bezahlen konnte, hatte Harry das komplett unterkellerte Anwesen inklusive herrlichem Wintergarten für einen Spottpreis bekommen. Der Jürgen hatte nichts mehr.

Es traf halt immer die Guten. Ilse atmete tief ein. Der Arme. So ein stattliches Mannsbild. Jürgen Hoffmann, Mitte vierzig, ehemaliger Eishockeyspieler, ehemaliger Vertriebsleiter in einem Elektromarkt, ehemaliger Ehemann, ehemaliger Grundbesitzer. Die Liste war lang. Seit seinem unrühmlichen Auszug aus seinem noblen Haus, für das er hart geschuftet hatte, lebte er in dem alten Bauernhof gleich am Dorfanfang. Er ernährte sich von Gelegenheitsarbeiten und Nudeln mit Ketchup, zahlte keinen Cent Steuern und schlief mit mehr Frauen als Hugh Hefner in seinen besten Zeiten, weil er immer noch gut reden konnte, beinahe zwei Meter groß war und Augen hatte wie ein Cockerspaniel. Jürgen hauste in seiner verwahrlosten Bude zusammen mit unzähligen Katzen, die von ihm gepöppelt wurden und Frauennamen bekamen, auch wenn sie Kater waren. Er hegte einen unerschütterlichen Groll gegen Bröckle, erzählte jedem, der es wissen wollte oder nicht, dass er ihm alles irgendwann heimzahlen oder ihm zumindest anständig aufs Maul hauen würde.

Die Dörfler mochten Jürgen. Er war einer von ihnen, im Gegensatz zu den Zugezogenen, die auch noch nach dreißig Jahren Zugezogene bleiben

würden. Um in dieser Gemeinschaft anerkannt zu werden, musste man hier mindestens geboren sein und auch dort sterben. Besser war es noch, wenn auch die Eltern und Großeltern aus demselben Dorf stammten – und dort gestorben waren. Am besten während der Arbeit, alles andere galt als unseriös.

Der Bröckle hatte ursprünglich in Memmingen gewohnt und war erst eingezogen, als Jürgens Haus versteigert worden war. Eigentlich war er gebürtiger Legauer – was in Maria Steinbach genauso viel wie feindliches Ausland bedeutete, denn immerhin lag Legau fünf Kilometer von Maria Steinbach entfernt. Es hätten auch Lichtjahre sein können – das machte keinen Unterschied.

Dieter Flöter, Bröckles Nachbar, besaß sein Haus erst seit fünfundzwanzig Jahren, was nach dörflichen Maßstäben so viel wie ein sozialer Wimpernschlag war. Dann gab es noch diesen Penner aus Preußen gleich links neben Ilse, der irgendwelche Bücher schrieb, die ganz offenbar niemand kaufte, und von dem keine Menschenseele wusste, wovon er eigentlich lebte und ob er überhaupt noch lebte. Den mochte ohnehin keiner. Ilse dachte die meiste Zeit nicht einmal an ihren Nachbarn zur Linken, weil sie den nie sah, außer wenn er seinen klapprigen Citroën auslud und wieder Körner und Vogelfutter ins Haus trug, das seit seinem Einzug noch verwahrloster schien als zuvor. Ein Schandfleck.

Sie hörte wieder ein Geräusch, konnte es aber nicht zuordnen. Nach fünfzig Jahren im selben Ort kannte sie das leise Kratzen von Katzenpfoten, die auf ihre Mülltonne sprangen, und das heisere Keckern des Marders, der eine Maus erwischt hatte. Sie konnte die Garagentore der Nachbarn am Klang auseinanderhalten und ließ sich auch sonst von nichts einschüchtern. Aber dieses Geräusch war anders.

»Muss schlafen«, brummte sie und drehte sich ein letztes Mal um.

Bröckle und Flöter. Die waren einander nicht grün, und Ilse wusste nach all den Jahren immer noch nicht, wem sie eigentlich die Schuld an diesen ständigen Streitereien geben sollte, denn die beiden nahmen einander nicht viel.